

Wolf-Dietrich Bukow
Johanna Rolshoven
Erol Yildiz *Hrsg.*

(Re-) Konstruktion von lokaler Urbanität



Springer VS

(Re-) Konstruktion von lokaler Urbanität

Wolf-Dietrich Bukow ·
Johanna Rolshoven · Erol Yildiz
(Hrsg.)

(Re-) Konstruktion von lokaler Urbanität

 Springer VS

Hrsg.

Wolf-Dietrich Bukow
Institut für vergleichende
Universität zu Köln
Köln, Deutschland

Johanna Rolshoven
Universität Graz
Graz, Österreich

Erol Yildiz
Universität Innsbruck
Innsbruck, Österreich

ISBN 978-3-658-39634-3

ISBN 978-3-658-39635-0 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-658-39635-0>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert an Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2023

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Cori Antonia Mackrodt

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhaltsverzeichnis

Einleitung: Zur (Re-)Konstruktion von lokaler Urbanität	1
Wolf-Dietrich Bukow, Johanna Rolshoven und Erol Yildiz	
Wege zur (Re-)Konstruktion von Urbanität in der Stadtgesellschaft	
Die Substanz von Städten: Sich urban verhaltende Milieus	15
Christian Reder	
Urbanität und Stadtgerechtigkeit. Plädoyer für eine begriffspolitische Neupositionierung	29
Johanna Rolshoven	
Urbanität als Versprechen auf dem Prüfstand: Transformationen räumlich gebundener Lebensverhältnisse	45
Brigitta Schmidt-Lauber	
Die Dekonstruktion eines urbanen Quartiers. Von funktionalistischen zu postrassistischen Dekonstruktionsstrategien am Beispiel des Eigelsteinquartiers in Köln	59
Wolf-Dietrich Bukow	
Urbanität als Möglichkeitsraum	
Das lebendige Quartier als Referenzrahmen für die (Re-) Konstruktion von Urbanität	81
Wolf-Dietrich Bukow	
Bausteine zu einer Ethik urbaner Konvivialität	127
Erol Yildiz	

Quartier der kurzen Wege. Die Stadt von vorgestern als Quartier von übermorgen	145
Marcel Cardinali	
Die immer andere Stadt – Teilhabe am demokratischen Möglichkeitsraum	161
Johannes Kögel und Thomas Güte	
Die quartierbasierte Stadtgesellschaft als Labor	
Städte und Stadtteile als kleinste Einheiten einer Stadtgesellschaft. Ihre fundamentale Rolle, mit Eigenverantwortung und Selbstwirksamkeit für Nachhaltigkeit und Resilienz zu sorgen	177
Harris C. M. Tiddens und Andrea Isermann-Kühn	
Kreativquartiere in strukturschwachen Städten? Das Beispiel Gelsenkirchen-Ückendorf	197
Frank Eckardt und Michael Voregger	
Stadt als Borderland: Anti/rassistische Auseinandersetzungen in der postmigrantischen Gesellschaft	215
Regina Römhild	
Differenz (Stadt-)Raum geben – Migrationsgesellschaftliches Zusammenleben im prekären Umfeld einer ostdeutschen Großwohnsiedlung	229
Karin Wiest	
Bausteine für nachhaltige lokal verdichtete Urbanitätsentwicklung	
Solidarität in einer Stadt für alle. Skizzierung einer urbanen Vision am Beispiel der Züri City Card	247
Marc Hill und Caroline Schmitt	
Wege zu einer urbanen Schule – Bildung, Migration und urbane Wirklichkeiten neu denken	263
Miriam Yildiz	
Coworking-Spaces – Neue Arbeitsorte im urbanen Quartier	277
Agnes Katharina Müller	

Fremdheit und Freiheit – Neue Formen der Normalität im urbanen Zusammenleben	295
Severin Frenzel	
Urbane Zukunftsperspektiven: Kurze Wege, komplexe Infrastruktur und vielfältige Praktiken als Voraussetzung für anpassungsfähige urbane Strukturen	309
Ingrid Breckner	
Autorenverzeichnis	313



Einleitung: Zur (Re-)Konstruktion von lokaler Urbanität

Wolf-Dietrich Bukow, Johanna Rolshoven und Erol Yildiz

Schlüsselwörter

Urbanitätsnarrativ • Urbaner Möglichkeitsraum • Viabilität • Urbane Lebenswirklichkeit • Soziokulturelle Vielfalt • 15-Minuten-Stadt • Synchroner Stadtentwicklung

Großstädte wie Berlin, Köln oder Hamburg, aber auch sehr viele Kleinstädte sind Beispiele für die wachsende Attraktivität einer städtischen, mobilen, diversen und hochindividuellen Lebensform (Jaeggi 2020, S. 90). Das gilt nicht nur für Deutschland, sondern weltweit. Was dies umfasst, lässt sich ganz besonders an Menschen aufzeigen, die auf dem Weg in die Stadt sind: an Studierenden, Singles und jungen Familien genauso wie an Geflüchteten, die alle in eine Stadt wollen, um urban leben zu können. Und es gilt für alle Altersgruppen und für jede Herkunft. Die städtische Lebensform ist ganz generell zu einem *ubiquitären* Narrativ, zu einem *Urbanitätsnarrativ* geworden. Mit diesem Narrativ werden Erwartungen nicht nur an effektive Alltagsroutinen, sondern auch an neue Chancen und Spielräume für ein besseres Leben, an mehr Anerkennung für die eigenen

W.-D. Bukow
Universität zu Köln, Köln, Deutschland
E-Mail: wbukow@uni-koeln.de

J. Rolshoven
Universität Graz, Graz, Österreich
E-Mail: johanna.rolshoven@uni-graz.at

E. Yildiz (✉)
Universität Innsbruck, Innsbruck, Österreich
E-Mail: erol.yildiz@uibk.ac.at

Lebensvorstellungen sowie Hoffnungen auf neue gesellschaftliche Möglichkeitsräume verknüpft. Urbanität ist zu einem hochattraktiven Gesellschaftskonstrukt, plakativ gesagt zu einem *Lebenskonstrukt polis* geworden.

Gleichzeitig sind die angeführten Städte aber auch Beispiele dafür, dass sich der urbane Raum und die urbane Lebenswirklichkeit nach wie vor sehr problematisch zu entwickeln scheinen. Auch das gilt nicht nur für Deutschland, sondern weltweit. Der *urbane Raum* steht für Segregations- und Homogenisierungstendenzen, für überbezahlte Mieten, eine fortschreitende Gentrifizierung, das Überhandnehmen rein profitorientierter Projekte. Beklagt werden ein zunehmender Mangel an lokalen Arbeitsmöglichkeiten, das Verschwinden von Geschäften des alltäglichen Bedarfs, der Rückzug kommunaler und anderer Dienstleistungen aus Quartieren oder eingegliederten Gemeinden, ja mitunter aus ganzen Regionen. Es sieht so aus, als ob das, was in den Vorstellungen als *polis*-typisch betrachtet wird, sich im urbanen Raum, in der konkreten urbanen Situation so nicht so einfach wiederfinden lässt. Was die Attraktivität des urbanen Raumes ausmacht, speziell seine soziokulturelle Vielfalt und seine funktionale Mischung, droht zunehmend zu verschwinden. Der urbane Lebensraum scheint schrittweise zu veröden. Ein erster großer Schritt dürfte dabei die Durchsetzung einer autogerechten Stadt gewesen sein. An der damit einhergegangenen Zerstörung des öffentlichen Raumes konnte man das schon früh ablesen. Ein weiterer großer Schritt war sicherlich der Rückzug der Kommunen aus vielen überkommenen kommunalen Gemeinschaftsaufgaben von der Stadtplanung über die Stadtentwicklung bis zum Wohnungsbau. Die heutige Situation am Wohnungsmarkt ist dafür ein besonders plastisches Beispiel. Der vorerst letzte Schritt war die radikale Zentralisierung der Verwaltungen, Dienstleistungen und Versorgungseinrichtungen, mit der die Kommunen ihre soziale, informationelle und gesellschaftliche Verankerung in der gewachsenen kleinräumigen urbanen Wirklichkeit aufgegeben und an ihrer Stelle abgehobene Verwaltungseinheiten etabliert haben.

Immer deutlicher kommt es zu Differenzen, ja Diskrepanzen zwischen dem vom Urbanitätsnarrativ mehr denn je wertgeschätzten urbanen Möglichkeitsräumen für alle einerseits und einer immer stärker eingeschränkten, umweltbelasteten und oft auch systematisch vernachlässigten urbanen Lebenswirklichkeit andererseits. Das vom globalen Urbanitätsnarrativ getragene und von der lokalen Einwohner*innenschaft geteilte Alltagsbewusstsein verliert immer mehr an alltagspraktischer Relevanz, an konkreter lokaler, kleinräumiger Viabilität (vgl. von Glasersfeld 2008, S. 43). Das bedeutet nicht nur, dass ein sich in einem machbaren, d. h. überschaubaren Rahmen abspielendes Alltagsleben schwierig wird. Es bedeutet auch, dass das Narrativ brüchig wird – und damit jede hierauf immer schon basierende zusammengehörigkeitsstiftende gesellschaftliche Kraft.

Solange es nach dem Zweiten Weltkrieg noch um die Wiederherstellung ganzer Städte und nach der Entindustrialisierung seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts erneut um die technologische Konversion der Städte ging, wurden diese Diskrepanzen noch nicht so stark wahrgenommen. Man gab sich damit zufrieden, wenn es gelang, zumindest hier und da überkommene urbane Quartiere zu retten. Seitdem haben sich die Diskrepanzen jedoch massiv verstärkt, gleichzeitig gibt es immer weniger Ausreden. Heute sind aus den beschriebenen Diskrepanzen längst massive Verwerfungen geworden und diese haben zu einem resignativen Pragmatismus geführt (vgl. Jaeggi 2020, S. 333). Die einen flüchten an die urbane Peripherie, die anderen suchen letzte individuelle Nischen. Spätestens mit der Jahrtausendwende ist theoretisch allen klar, dass es so nicht weitergehen kann. Und seit der Corona-Pandemie wird deutlich, dass all das auch alltagspraktisch folgenreich ist, weil mit dem Verlust an kleinräumiger urbaner Verankerung, an lokaler soziokultureller Vielfalt und funktionaler Mischung die zusammengehörigkeitsstiftende gesellschaftliche Kraft des Urbanitätsnarrativs verloren geht.

Es ist an der Zeit, die wachsenden Diskrepanzen zwischen dem Urbanitätsnarrativ und der urbanen Lebenswirklichkeit als eine stadtgesellschaftliche, ja als eine fundamentale, d. h. existenzbedrohende gesellschaftliche Verwerfung zu begreifen und ernst zu nehmen. Das bedeutet, die Verwerfung als eine alles umfassende, eben eine basale stadtgesellschaftliche Herausforderung in Angriff zu nehmen. Dies ist zweifellos ein sehr ambitioniertes Vorhaben. Es dürfte einen kommunalpolitischen Paradigmenwechsel bedeuten. Tatsächlich hat man bislang auf jede stadtgesellschaftliche Reflexion verzichtet und stattdessen auf punktuelle, extrem selektive sowie perspektivisch eingeengte Maßnahmen gesetzt und ansonsten alles beim Alten belassen. Herausgekommen sind dabei monofunktional angelegte Lösungen ohne jede gesellschaftliche Einbettung, die dann oft genug auch noch externalisiert werden, um sie fachlich möglichst einfach umsetzbar zu machen. Und nicht zufällig hat sich das dann für alle Seiten als hochprofitabel erwiesen. Freilich sind die Diskrepanzen dabei in Wahrheit noch größer geworden, weil damit zwangsläufig statt Urbanität ökonomische Attraktivität zur Leitdifferenz geworden ist. Um sich das nicht eingestehen zu müssen, hat man die Maßnahmen ideenpolitisch schöneredet und versucht, sie durch *urban labeling* zu einer zukunftsorientierten Stadtentwicklung zu erklären. An dieser Labeling-Strategie haben sich erstaunlich viele beteiligt:

- a) *Urban labeling top-down*: Die gegenwärtig gehandelten Stadtentwicklungskonzepte von der „Grünen Stadt“ über die „Kreative Stadt“ bis zur „Smart

City“ kümmern sich nicht um Urbanität als eine allumfassende, kleinräumige Existenzweise, die Wohnen, Arbeiten, Infrastruktur, Vielfalt und vieles mehr engmaschig miteinander verknüpft, sondern gehen *extrem komplexitätsreduziert* und *einseitig* sowie *top-down* vor. Sie ignorieren zwangsläufig den konkreten, alltäglichen, von *needs* bestimmten Lebenszusammenhang sowie die anthropogen gebotene, divers und funktional breit aufgestellte quartierzentrierte stadtesellschaftliche Wirklichkeit. Stattdessen beschwören sie modische Trends und dekorieren sich mit technologieträchtigen, marketingorientierten Ideen. So entstehen statt 15-min-Städten allenfalls Schlafstädte. Kommunen überlassen Investor*innen Häuserkomplexe, ja ganze Straßenzüge sowie riesige, zur Konversion anstehende Industrie- oder Bahnbrachen. Das Resultat wird am Ende ideenpolitisch zu „nachhaltigen urbanen Quartieren“, zu angeblich dem Klimawandel widerstehenden Zukunftsmodellen verklärt. Wer kennt nicht längst zahllose derartige Fälle? Allein im Kölner Stadtteil Ehrenfeld gibt es zurzeit 14 solcher Bauprojekte, von denen 13 in die Hand von Investor*innen gegeben wurden und die sich wohlgerne alle gezielt mit dem Label „urban“ schmücken. Tatsächlich sind es entweder hochpreisige „opulent-urbane“ Schlafquartiere oder „urbane exzellente“ Bürohauskomplexe, die rein gar nichts mit Urbanität zu tun haben.¹

- b) *Urban labeling bottom-up*: Das *urban labeling* wird aber auch direkt von sich bürgerlich gebenden Interessengruppen betrieben. So erlebt man, wie angeblich Alteingesessene, häufig jedoch wohlhabende Newcomer versuchen, mit identitätspolitischen Strategien die Deutungshoheit über selbst provozierte Konflikte und Verwerfungen zu übernehmen. Sie beginnen einfach alles, was ihrem „Schöner Wohnen“ entgegensteht – von Gewerbetreibenden über „fremdartige“ Gastronomie bis hin zu angeblich das Stadtbild verschandelnden „ausländischen“ Lebensgewohnheiten –, zu diskreditieren. Wer urbane Vielfalt lebt, wird zum Urbanitätsfeind erklärt und als Teil einer Parallelgesellschaft diskreditiert. Gleichzeitig verkaufen sich die von wohlhabenden Newcomern betriebenen Interessengruppen als zivilgesellschaftliche Akteure und stellen ihre Anliegen durchaus geschickt als sozial und ökologisch wertvoll dar. Auch für solche identitätspolitisch aufgeladenen Urbanitätskonzepte gibt es in jeder Stadt zahllose Beispiele. Der jüngste Fall in Köln ist die Kontroverse um das Kölner Eigelsteinviertel, das noch vor zwanzig Jahren als Einwandererquartier gefeiert wurde.²

¹ Zuletzt im Kölner Stadtanzeiger, 21. März 2022.

² Vgl. Kölner Presseclub vom 11. März 2022 zu den Aktivitäten des Bürgervereins Eigelstein.

Heutzutage ist es angesichts der genannten basalen Probleme, Konflikte und ökologischen Herausforderungen überlebenswichtig, sich ganz bewusst mit Urbanität zu befassen und diese als eine *basale stadtesellschaftliche* Herausforderung zu verstehen. Alles kommt darauf an, eine entsprechend verankerte urbanitätsbewusste und wirklich alles umfassende *synchrone* Stadtentwicklung (Sennett 2018, S. 255; Bukow und Yildiz 2020, S. 190 f.) anzugehen. Die Basis wäre dabei die Stadtbevölkerung in ihrer gesamten Diversität. Hinzu käme die Kommune mit ihren unterschiedlichen Fachdisziplinen. Einzubeziehen wäre auch lokale Expertise. Zu verhandeln wäre die ganze Breite einer nachhaltigen Stadtentwicklung mit Blick auf Arbeiten, Wohnen und Zusammenleben, aber auch mit Blick auf Gewerbe, Handel und Infrastruktur, Kultur und Bildung. Letztlich geht es um eine immer wieder neu auszuhandelnde nachhaltig und zukunftsfähig ausgerichtete Figuration zwischen Urbanitätsnarrativ und urbanem Raum; um ein immer wieder neu zu realisierendes gesellschaftliches Format „Stadtgesellschaft“. Der primäre Referenzrahmen ist dann aber nicht mehr irgendeine Verwaltungsgröße oder politische Konstellation. Es geht dabei vielmehr um die Ausrichtung der Stadtentwicklung an einem gelebten sozialen Format, am urbanen Quartier als kleinster emergenter Einheit von Stadtgesellschaft (Bukow 2020, S. 7 ff.), ein Format, das den Dauerablauf des Alltags schon immer unabdingbar wie selbstverständlich rahmt.

Eine solche Form einer synchronen Stadtentwicklung muss dabei nicht nur strategisch, sondern vor allem auch inhaltlich bedacht werden. Es ist notwendig, Stadtentwicklung bewusst als ein gesellschaftliches Vorhaben ganz anders als bisher auszurichten, dazu erstens alle hier involvierten Gruppierungen auf gleicher Augenhöhe und zweitens alle für die Gestaltung des Alltagsablaufs wichtigen Aspekte einzubeziehen. Das Ziel ist dann, im Zusammenspiel zwischen einer immer wieder überdachten konkreten urbanen Lebensform und dem damit korrespondierenden lokalen urbanen Raum eine entsprechende nachhaltig ausgerichtete Alltagsroutine zu ermöglichen. Nötiger denn je ist dazu eine gezielte Besinnung auf das, was im Kern Urbanität ausmacht, und darauf, welche Möglichkeitsräume hierbei wichtig werden. Die mit dem Urbanitätsnarrativ verknüpften vielfältigen Erfahrungs- und Möglichkeitsdimensionen müssen in den Mittelpunkt gerückt werden (Abb. 1).

Unter dem Strich bedeutet das, dass mehr denn je eine fundierte (Re-)Konstruktion konkreter, kleinräumig ausgerichteter Urbanität gefragt ist, die auch entsprechend gezielt verankert werden muss.³ Bei dieser (Re-)Konstruktion von

³ In der Baunutzungsverordnung, 1. Abschnitt – Art der baulichen Nutzung (§§ 1–15), § 6a wurde zwar ein „[u]rbanes Gebiet“ erstmals eigenständig definiert, nur dass bei

Abb. 1 Die 15-Minuten-Stadt: Proximity, Density, Diversity und Digitalisation (Nach Moreno et al. 2021, S. 102, fig. 1)



lokaler Urbanität geht es um eine von der gesamten Bevölkerung, von den Alt-eingesessenen bis zu den Newcomern getragene „integrale“ Neubesinnung auf das urbane Quartier. Dabei ist wichtig zu berücksichtigen, dass ein solches urbanes Quartier, ob es nun Teil eines großstädtischen Ballungsraumes ist oder ob es in einem sogenannten ländlichen Raum für sich selbst steht, in sich so kleinräumig gegliedert, funktional wie soziokulturell gemischt (*proximity, density, diversity, digitalisation*) sein muss, dass hier eine umfassende Alltagspraxis ermöglicht wird, dass alle *needs* berücksichtigt werden.⁴ So wird das Quartier zu einem tragfähigen alltagspraktischen Fußabdruck einer längst virtuell präsenten

seinem endgültigen Inkrafttreten am 13. Mai 2017 – entgegen der Vorlage der Initiative Urbanität, Mobilität und kurze Wege – ausgerechnet die Kleinräumigkeit und damit eine quartierbezogene funktionale Mischung und soziale Vielfalt plötzlich gestrichen war (vgl. dazu <https://docplayer.org/storage/40/21008250/1647948339/0-wC3MdXGRcGpnyAhHTmoQ/21008250.pdf>).

⁴ Vgl. Moreno et al. 2021, S. 102, fig. 1. Die Einbindung einer 15-Minuten-Stadt – in der Grafik mit den Stichworten „Proximity“, „Density“, „Diversity“ und „Digitalisation“ markiert – in das Stadtquartier als einer kleinsten gesellschaftlichen Einheit wird in diesem Konzept freilich nicht genauer diskutiert. So geht es z. B. bei dem Stichwort „Proximity“ nicht einfach nur um räumliche Nähe, sondern um die Nähe etwa zwischen Arbeiten und Wohnen und deren strukturelle Absicherung, womit einerseits die Nutzung von Lebenszeit

globalgesellschaftlichen Wirklichkeit. Das Ziel ist dabei nicht irgendeine Romanisierung eines Quartiers, z. B. Beschwörung als dörfliche Gemeinschaft oder was auch immer, sondern die Sicherung einer kleinräumigen Urbanität, so wie das etwa in der Debatte um die 15-Minuten-Stadt überlegt wird. Erste Schritte sind längst getan. Vor kurzem wurde dazu eine Skizze von Carlos Moreno, Zaheer Allam, Didier Chabaud, Catherine Gall and Florent Pratlong unter dem Titel „15-min City‘ – Sustainability, Resilience and Place Identity in Future Post-Pandemic Cities“ vorgestellt (Moreno et al. 2021, S. 93 ff.).

Jetzt kommt es darauf an, sozial adäquate Bausteine für eine umfassende nachhaltige Entwicklung im Sinn einer Stadt der kurzen Wege, eines nachbarschaftlichen Zusammenlebens und einer fairen und gerechten Stadt für alle zu sammeln, Quartier für Quartier anzugehen und damit die Debatte in eine für den Einzelnen viable Richtung zu lenken.

Zur aktuellen Situation sei schließlich angemerkt, dass zum einen die Zeitzeichen während des Prozesses der Konzeption und Herstellung dieses Bandes die Notwendigkeit verdeutlichen, den Urbanitätsbegriff, der eine zentrale theoretische Rolle in der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung, in Stadtplanung und Stadtpolitik einnimmt, kritisch – und die Beiträge hier gehen in diese Richtung – im Hinblick auf aktuelle Entwicklungen zu befragen. Zum anderen haben wir es in den Medien, in Politik und Volksmund mit – in den Worten Harald Welzers (2017, S. 36–41) – *shifting baselines* zu tun: die Grenzen des Sagbaren verschieben sich. Mit der Moderne erkämpfte demokratische Orientierungen an selbstverständlich erscheinenden Werten und Rechtsgrundlagen werden hinterfragbar. Alte und neue Rassismen bestimmen nicht nur gesellschaftliche Diskurse, sondern konkrete alltagsweltliche Quartierssituationen erneut in einer Weise, die den Fokus und Auftrag wissenschaftlicher Problemstellungen und empirischer Studien herausfordern. Urbanität ist keine fixe Definitionsgröße, sondern ein sozialer Prozess, der den Niederschlag gesellschaftlicher Entwicklungen im gebauten und sozialen Stadtraum beschreibt. Er bezeichnet eine Kohäsionskraft des Städtischen, aber ebenso in seiner Kehrseite die Spaltungen, die allem Sozialen innewohnen. Das Zulassen offener Entwicklungsprozesse, das zeigen sowohl die historisierenden als auch die an Fallstudien und auf Alltagsebene empirisch informierten Blicke der vorliegenden Beiträge zu diesem Band, balanciert zwischen diesen Polen.

verbessert und andererseits die verkehrlich bedingten Schadstoffemissionen massiv reduziert werden können (vgl. dazu z. B. die Beiträge in diesem Sammelband, u. a. jene von Wolf-Dietrich Bukow).

Stadtpolitik tut gut daran, Strukturen und Räume den Weg zu bereiten, die solche Aushandlungsprozesse jenseits eingreifender Einmischung ermöglichen und unterstützen.

In mehreren Schritten stellt der Band entsprechende Bausteine einer konstruktiven Entwicklung von Urbanitäten auf Quartiersebene vor.

In seiner historischen Perspektivierung der *longue durée* von Urbanitäten in Mittelmeerhafentädten arbeitet *Christian Reder* die grundsätzliche Kondition der Stadt als politisches Modell jenseits des Nationalstaatlichen heraus. Die „Substanz von Städten“ lässt sich damit umschreiben, dass hier ein „kollektives Lernen an der Vielfalt“ (Saskia Sassen) stattfand und stattfindet: soziale Solidarität gepaart mit paritätischen Rechtsgrundlagen, die Einübung in demokratische Formen des Zusammenlebens. Reder fordert auf, globale Stadtentwicklungserfahrungen fruchtbar zu machen und die Unbestimmbarkeit städtischer Entwicklung, die egalitären Entwicklungen Raum zu gewähren vermag, zum Ausgangspunkt aller Stadtentwicklung zu nehmen.

Johanna Rolshoven plädiert aus einer akteurszentrierten stadthanthropologischen Perspektive dafür, einen Begriff von Stadtgerechtigkeit als Denk- und Rechtsgrundlage von Urbanitatskonzepten zu stärken. Dem hegemonialen Urbanitatsverstandnis der Stadtentwicklungspolitik stellt sie das Konzept der vernakularen Urbanitatsentwicklung entgegen, dem Anspruch und Strategien, ein menschenwürdiges Leben zu führen und zu gewährleisten, zugrunde liegen.

Brigitta Schmidt-Lauber geht von einer Kritik des Grostadtbezugs des klassischen Urbanitatsbegriffs aus und schlägt seine Pluralisierung und relationale Ausrichtung vor. Sie hinterfragt die klassische Stadt-Land-Dichotomie der Stadtforschung und verweist auf zunehmend multilokal orientierte Konstellationen in den spätmodernen Lebenswelten. Die Lebensqualität und uberschaubarkeit von Klein- und Mittelstädten – dies zeigen Forschungen der empirischen Alltagskulturforschung – weisen einen gewissen Vorbildcharakter für die kleinräumige Gestaltung großstädtischer Quartiere auf.

Wolf-Dietrich Bukow setzt mit seinem aktuellen, historisch denkenden Blick auf die Quartierentwicklung eines Kölner Stadtteils einen kontrapunktischen Akzent, indem er die systematische Dekonstruktion von historisch gewachsener Urbanität beschreibt und damit vor regressiv-undemokratischen Entwicklungen warnt, die hinter bereits Erreichtes zurückfallen.

In einem weiteren Beitrag fragt *Wolf-Dietrich Bukow* nach den Quintessenzen von Urbanität als komplexem gesellschaftlichem Phänomen. Er unterstreicht ihre Bedeutung als Drehbuch für eine kollektive Alltagspraxis, die sich zwischen sozialem und gebautem Raum der Stadt verortet. Wenn Konflikte und Verwerfungen dieses „Drehbuch“ der Urbanität (ver-)stören, verweist dies auf strukturell

verursachte Unstimmigkeiten und Fehlplanungen, die Raumnutzungen und Urbanitätsnarrative als emische Vorstellungen von einem angemessenen Stadtleben in ein kritisches Verhältnis setzen.

Erol Yildiz plädiert für eine kontrapunktische Perspektive, die es ermöglicht, hegemoniale Deutungen über Migration, Stadt und Urbanität anders zu lesen und eine andere Genealogie des Urbanen zu entwerfen. Am Beispiel ökonomischer Aktivitäten und der Gründung sogenannter Hinterhofmoscheen im urbanen Raum wird gezeigt, dass Migration einen wesentlichen Beitrag zur Schaffung einer Kultur der urbanen Konvivialität leisten kann, die für eine nachhaltige Stadtentwicklung in Zukunft von weitreichender Bedeutung ist.

Marcel Cardinali stellt das Konzept einer Stadt der kurzen Wege als Grundlage von Urbanität und Gegenkonzept zur autogerechten Stadt der Moderne zur Diskussion. An internationalen Beispielen werden positive Entwicklungen auf der Grundlage integrierter, sich am menschlichen Maßstab orientierender Stadtentwicklungskonzepte veranschaulicht, die zu einer nachhaltigen Stärkung von Gesundheit und Ökologie, von sozialem Leben und Wirtschaft geführt haben.

Johannes Kögel und *Thomas Güte* formulieren in ihrem historisch informierten Aufsatz grundlegende Gedanken zu Stadt und Demokratie. Ausgehend von der Veränderungsnotwendigkeit gesellschaftlichen Zusammenlebens und Wirtschaftens, spannen sie einen Zusammenhang zwischen Nutzungsoffenheit, Gleichheit, Teilhabe, Solidarität und Demokratie auf, die auf Quartiersebene greifbar werden.

Harris C. M. Tiddens und *Andrea Isermann-Kühn* setzen in ihrem Beitrag an Kleinstädten und Stadtteilen als kleinsten Einheiten von Stadtgesellschaft an. Sie zeichnen sie als „Reallabore“, in denen Ansätze zu Resilienz und Nachhaltigkeit fassbar und ein „demokratisches Selbstwirksamkeitsgefühl“ der Bewohner*innen spürbar werden können.

Franz Eckardt und *Michael Voregger* lenken den Blick auf Stadtquartiere in strukturschwachen Städten, die aus dem positiv gefärbten Urbanisierungsdiskurs der kreativen und smarten Stadt herausfallen. Am Beispiel der Aufwertungsversuche eines ehemaligen Industriequartiers im Ruhrgebiet, das von Armut, Zuwanderung und wirtschaftlicher Abwärtsspirale gekennzeichnet ist, werden lehrreiche Faktoren des Scheiterns lokaler Entwicklungsversuche aufgeführt.

Anknüpfend an das Konzept des Border Thinking fordert *Regina Römhild* in ihrem Text einen Perspektivwechsel, eine Art epistemologischer Wende, von der aus die Wissensproduktion in der Moderne radikal infrage gestellt wird, und richtet den Blick auf die von Grenzen durchzogenen Verhältnisse im lokalen Kontext. Grundlage und Hintergrund ihrer Überlegungen sind ihr Engagement und ihre Erfahrungen im Rahmen einer Public Anthropology, die sich aktiv an der Debatte um ein postkoloniales Umdenken in Berlin beteiligt. Abschließend

plädiert sie dafür, die postmigrantische Stadtforschung stärker mit Fragen der Dekolonisierung zu verzahnen.

Karin Wiest diskutiert in ihrem Beitrag die Möglichkeit, den Begriff „Urbanität“ an einem lokalen Beispiel als soziales Gefüge zu denken, das durch die Konfrontation und Begegnung mit Differenz und Pluralität bestimmt ist. Dabei nimmt sie Bezug auf aktuelle Debatten um eine „postmigrantische“ Gesellschaft und stellt die Frage, welche Chancen die Teilhabe an der Stadtgesellschaft und die Anerkennung von Menschen unterschiedlicher Herkunft mit sich bringen. Ein weiteres Ziel des Textes ist es, deutlich zu machen, wie Neuankömmlinge in einem tendenziell abweisenden städtischen Umfeld Sichtbarkeit, Anerkennung und letztlich Teilhabe erfahren und so das Trennende ein Stück weit überwinden können.

Marc Hill und *Caroline Schmitt* skizzieren an einem Fallbeispiel Visionen für ein weltoffenes Stadtleben, von urbaner Solidarität und Bürger*innenschaft. Anhand der Einführung einer Züri City Card, die den nationalstaatlich prekären Status von Zuwandernden absichert, wird ein Blick auf das aktivistische Stadtmilieu geworfen, das „Stadt als Ort solidarischer Aushandlungsprozesse“ begreift und für eine integrative Stadtpolitik eintritt.

Aus der Kritik an der konventionellen Migrations-, Integrations- und Stadtforschung, die die Normalität von Schulbildung entscheidend geprägt hat, entwickelt *Miriam Yildiz* Ideen für eine urbane Schule, die ausgehend von einem urbanen Bildungsverständnis die Lebenswirklichkeit junger Menschen in den Mittelpunkt stellt. „Eine urbane Schule orientiert sich in ihrem Selbstverständnis also konsequent und notwendigerweise flexibel an den lebensweltlichen Bedingungen vor Ort und öffnet sich den ortsspezifischen sozialen, kulturellen, sprachlichen und ökonomischen Bedingungen – und nicht umgekehrt“, so *Miriam Yildiz*.

Agnes Katharina Müller beleuchtet städtische, von der Kreativwirtschaft betriebene Coworking-Spaces als Elemente von Urbanität. Sie fragt danach, wie diese in den von Raumknappheit gekennzeichneten Städten wachsend präsenten Büros zur Förderung einer gemeinschaftsorientierten Stadt der kurzen Wege beitragen können. Nicht allein Nischenkonzepte für eine Kreativmilieu-Minderheit sind hier wünschenswert und denkbar, sondern neue Ausrichtungen, etwa als Nachbarschaftsbüros.

Severin Frenzel betrachtet Prozesse urbaner Konvivialität auf der Ebene der sich zunehmend internationalisierenden Quartiersnachbarschaften. Von Freundlichkeit und Respekt gekennzeichnet, gewährleisten sie eine Balance zwischen Fremdheit und Vertrautheit. Eine zentrale Rolle spielen hier die Faktoren Homogenität und Heterogenität in Bezug auf Diversität und Schichtenzugehörigkeit der Bewohner*innenschaft. Die gelebten, sich in Diversität einübenden Alltagsnormalitäten beeinflussen, so zeigen Praxisbeispiele, Lebensstile und Handlungsmuster.

Ingrid Breckner formuliert vier Thesen einer quartiersbezogenen urbanen Zukunftsorientierung, die an der Wandlungsfähigkeit von Städten in Bezug auf gesellschaftliche Transformationsprozessen ansetzen. Im Zentrum stehen Klimaverträglichkeit und Umweltfreundlichkeit, Solidarität und Diversität, Verkehrspolitik und Alltagsmobilitäten.

Literatur

- Bukow, Wolf-Dietrich. 2020. Das Quartier wird Basis zukunftsorientierter Stadtentwicklung. In *Die Zukunft gehört dem urbanen Quartier. Das Quartier als eine alles umfassende kleinste Einheit von Stadtgesellschaft*, Hrsg. Nina Berding, Wolf-Dietrich Bukow, 7–26. Wiesbaden: Springer VS.
- Bukow, Wolf-Dietrich und Erol Yildiz. 2020. Von einer synchronen Quartierentwicklung zur Mobilitätswende. In *Die Zukunft gehört dem urbanen Quartier. Das Quartier als eine alles umfassende kleinste Einheit von Stadtgesellschaft*, Hrsg. Nina Berding und Wolf-Dietrich Bukow, 183–200. Wiesbaden: Springer VS.
- Glasersfeld, Ernst von. 2008. *Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Jaeggi, Rahel. 2020. *Kritik von Lebensformen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kölner Presseclub. 2022. <https://koelner-presseclub.de/newsletter-11-maerz-2022/>. Zugriffen: 7. Juli 2022.
- Kölner Stadtanzeiger vom 21. März 2022.
- Moreno, Carlos, Zaheer Allam, Didier Chabaud, Catherine Gall und Florent Pratlong. 2021. Introducing the „15-Minute City“: Sustainability, Resilience and Place Identity in Future Post-Pandemic Cities. *Smart Cities* 4(1):93–111. <https://doi.org/10.3390/smartcities4010006>.
- Rolshoven, Johanna. 2021. *Stadtforschung als Gesellschaftsforschung. Einführung in die kulturanalytische Stadtforschung*. Bielefeld: transcript.
- Sennett, Richard. 2018. *Die offene Stadt. Eine Ethik des Bauens und Bewohnens*. München: Hanser Berlin.
- Welzer, Harald. 2017. *Wir sind die Mehrheit. Für eine offene Gesellschaft*. Frankfurt: Fischer.

Wege zur (Re-)Konstruktion von Urbanität in der Stadtgesellschaft



Die Substanz von Städten: Sich urban verhaltende Milieus

Christian Reder

Schlüsselwörter

Substanz von Städten • Rechtsstaatlichkeit • Soziale Solidarität •
Ethnisch-kulturelle Vielfalt • Immobilienwirtschaft • Urbanes Milieu •
Kosmopolitische Weltoffenheit

Für weit ausstrahlende zivilisatorische Entwicklungen war der Mittelmeerraum als „das Reich der Städte“ mit seinen „Kraftlinien und Kraftpolen“ von früh an exemplarisch, so Fernand Braudel (1902–1985) zur Bedeutung städtischen Lebens (Braudel 1990, S. 401, 402). Diesen Feststellungen ging ich in meiner hier einbezogenen Studie „Mediterrane Urbanität. Perioden vitaler Vielfalt als Grundlagen Europas“ (2020) nach. Sie bestätigte sich daraufhin für unterschiedliche Stadtkulturen. Die Auseinandersetzung zeigt aber auch, wie Verluste an Urbanität und Weltoffenheit dem Gemeinwesen schaden.

1 Möglichkeitsort Großstadt

Selbst im osmanischen Konstantinopel, lange „die einzige multinationale Kapitale Europas“, lebten vor dem Ersten Weltkrieg mehr nominelle Christen als Muslime, was kaum geläufig sein dürfte. 100.000 aus Europa Zugewanderte, seit jeher ansässige Griechen, Armenier und zahllose Minoritäten machten „multiple Identitäten zur Essenz der Stadt“. Diese Vielfalt durch nationale Harmonisierung

C. Reder (✉)

Universität für angewandte Kunst Wien, Wien, Österreich

E-Mail: christian.reder@gmx.net

verlierend, wurde sie für Jahre „arm und provinziell“, wie es in kompetenten Beschreibungen heißt, und später durch Millionen vom Land Kommende neuerlich drastisch transformiert (Mansel 1995, S. 20, 49, 424). Das in der Antike so dominante Alexandria wiederum erlebte in der Moderne sein „goldenes Zeitalter von 1860 bis 1960“. Wegen Zehntausender Einwanderer aus Europa und osmanischen Provinzen gehörte es „eher zur Mittelmeerkultur als zur Islamischen Welt“ (Mansel 2011, S. 261, 290). Dann beraubte es ein intensiver arabischer Nationalismus „eines Teils seiner Substanz“. „Zum einen finanziell, aber auch an Menschen, und das waren nicht nur die Besitzenden. Griechen, Italiener, Franzosen, Malteser, Briten zu Tausenden, all die Minderheiten“, die wegmussten, so ein resümierender Kommentar, vor allem auch Zehntausende Juden, bis hin zum armenischen Schneider und italienischen Zahnarzt. Das Land war zwar „unabhängiger, aber auch härter, ärmer und feindseliger geworden“, und gerade Alexandria wirkte davor als „ein Schmelztiegel, der unsere ganze Sehnsucht nach Öffnung und Vermischung mit anderen aufnahm, in dem sich unsere Toleranz entwickelt hatte“ (Nassib 1999, S. 189, 190).

Odessa hingegen war 1794 sogar ausdrücklich als neue Stadt für Fremde gegründet worden, als Russland ans Schwarze Meer vordrang und viele muslimische Tataren ins Osmanische Reich vertrieb. Noch um 1900 waren von den 400.000 Einwohnern nur knapp die Hälfte Russen (nach damaliger Definition), ein Drittel Juden, sowie Ukrainer, Polen, Deutsche, Griechen, Armenier, Franzosen, Bulgaren, Serben, Weißrussen, angezogen von einladender Propaganda und Privilegien. Selbst die ersten drei Gouverneure waren adelige Ausländer, ein Spanier aus Neapel und zwei Franzosen. Bald als progressivste jüdische Stadt geltend, wurde „Wie Gott in Odessa leben“, anderswo kaum vorstellbar, für Juden zum geflügelten Wort. Diese Toleranz beendete die Sowjetherrschaft und dann nationalsozialistische Massaker, denen auch die jüdische Bevölkerung in Saloniki zum Opfer fiel, früher ebenso für Generationen „Ort eines friedlichen Völkermosaiks“, so der Historiker Jürgen Osterhammel (2009, S. 218). Bis zum Italianità-Faschismus waren Juden auch in Triest, Venedig oder Livorno durchaus willkommen und in der Bevölkerung aufgegangen. Das ostentativ kosmopolitische Smyrna/Izmir ging 1922 auf katastrophale Weise im militanten griechischen und türkischen Nationalismus unter. Die Weltoffenheit Beiruts mit seinen 18 anerkannten Religionen, einst das ‚Paris der Levante‘, zerstörten ab 1975 mörderische Banden seiner gegeneinander aufgehetzten Bevölkerung selbst, was ständige Interventionen aus dem Ausland bestärkte und sich nach friedlicheren Phasen zur akuten jetzigen sozialen Katastrophe steigerte.

Palermo hingegen, „einmal Hauptstadt der Illegalität“, konnte sich nach destruktiven Zeiten wieder als selbstbewusst-städtisches Gemeinwesen positionieren, als eine „Hauptstadt des Rechts und der Menschenrechte“, so sein oft wiedergewählter Bürgermeister Leoluca Orlando. Nach Zurückdrängen der Mafia, die wie ‚Stop-Invasione!‘-Parteien stets „gegen Menschen, die anders sind“, auftrat, öffnete sich die Stadt für Migranten. Sie würden aufgenommen, sagt Orlando dazu, denn „wir Palermitaner sind niemals Rassisten gewesen“. Inzwischen werde weithin akzeptiert, dass „Migranten genauso Menschen sind wie die, die in Palermo geboren sind. Wenn man mich fragt, wie viele Migranten nach Palermo gekommen sind, antworte ich nicht: 60.000 oder 100.000 [so die realen Zahlen, Anm. Ch. R.]. Ich sage: keiner. Wer nach Palermo kommt, ist Palermitaner.“ (Orlando 2018) Wie Orlando mit der Charta von 2015 treten immer mehr Städte gegen die nun Europa prägende nationale ‚Politik der Abschreckung‘ auf, Gestaltungsfreiräume von Kommunen für schutzbedürftige Fremde nutzend, ob Cities of Refuge, Solidarity Cities oder das Intercultural Cities Programme.¹ Auf seiner vieles verdeutlichenden „Reise durch das schwarze Europa“ entdeckte der dunkelhäutige Johny Pitts aus Sheffield sogar das lange als rassistisch verrufene Marseille als „afropäisches Mekka“, das er durchaus zu seiner Heimat machen könnte. Denn anders als sonst überall stellte ihm dort wegen seiner Hautfarbe niemand „irgendwelche Zugehörigkeitsfragen“. Deswegen am gefährdetsten fühlte er sich in Moskau (Pitts 2020, S. 392).

Aus diesen knappen Hinweisen auf Stadtgeschichten ergeben sich als Bedingungen urbanen Zusammenlebens vorerst vor allem die *Ächtung eklatanter Fremdenfeindlichkeit*, hinreichende *Rechtsstaatlichkeit und soziale Solidarität*, eine selbstverständlich gewordene *Weltoffenheit* durch Akzeptanz von *Minoritäten* und ethnisch-kultureller *Vielfalt* sowie *passable kommunale Strukturen*, vor allem auch im *Gesundheits- und Fürsorgewesen*. Denn wie für Gesellschaften ist auch für Städte zivilisatorisch signifikant, wie es den Ärmsten und Benachteiligten in ihnen geht. All das hängt entscheidend vom gesellschaftlichen Umfeld und der ökonomischen Balance im jeweiligen Land ab. Eskalieren dennoch in Fremdenhass und Zerstörung umschlagende Animositäten, sind Auslösungsmomente meist kaum fassbar, vermengen sich dabei doch Habgier, Nationalismus, Religion, Klassenkampf oder Rassismus in diffuser Weise oder werden als Anlässe und Rechtfertigung vorgeschoben. Provozieren kollektive Stimmungsschwankungen ein offen feindseliges Ablehnen oder Vertreiben nunmehr als fremd Geltender, hat das jedenfalls Gesellschaften durchwegs durch Abschottung und Verhärtung

¹ Cities of Refuge: <https://citiesofrefuge.eu/about-us>; Solidarity Cities: <https://solidaritycities.eu/>; Intercultural Cities Programme: <https://www.coe.int/en/web/interculturalcities>.

geschadet, wozu es bekanntlich auch am Kontinent selbst oft genug gekommen ist, mit den Nazi-Exzessen als absolutem Tiefpunkt.

Auch in Friedenszeiten können Stadträume unvermutet „zu Orten mörderischer Attacken“ werden, wenn politisch geschürte Feindbilder dazu anspornen. Um dem entgegenzuwirken, so die Migrationsanalytikerin Saskia Sassen (2019), müssten sie eben ständig „eine Art kollektives Lernen über Vielfalt“ ermöglichen, als Kern urbanen Verhaltens. Das würde in Alltag und Politik ein breiteres Verständnis dafür begünstigen, wie und wo es möglich war, derzeit ist oder wieder sein kann, dass „Menschen trotz ihrer Unterschiede in der Lage sind, zusammenzuleben“, sie also zu „kompetenten Städtern“ und Städterinnen werden – so die Vision des Soziologen Richard Sennett in „Die offene Stadt“ (2018).

Überlebenswichtig ist das schon deshalb, weil bald zwei Drittel der Menschheit in ausufernden urbanen Agglomerationen leben, mit ihren endlosen Vorstädten und Slums, die oft kaum noch als überschaubar strukturierte Städte erkennbar sind, aber als solche gelten. Vierzig der weltweit größten haben bereits mehr Einwohner als Österreich. Im Großraum Wien leben fast 3 Mio. Menschen, in dem Londons 14, dem von Paris 11 Mio. Dieses dichte Zusammenleben erzwingt überall Transformationen im Sozialen. Zivilisiertes urbanes Verhalten gerät unter Druck, erfordert allseits das Anerkennen formeller und informeller Regeln des Städtischen, nur wäre es realitätsfern, eine uniforme, Eigenheiten eliminierende Integration zu fordern. Selbst gebildete Kultiviertheit garantiert keineswegs Gewaltfreiheit und ausreichende Solidarität. Gerade Großstädte sind oft Zufluchtorte als Chance auf ein besseres Leben, ob dort – weltweit gesehen – halbwegs stabile Verhältnisse herrschen oder auch nicht. Als mögliches Muster für Künftiges bricht jedoch selbst in angeblichen Chaosstädten auf diesem *Planet of Slums* (Mike Davis) die Gesellschaft nicht zusammen. So schafft sich etwa im mir gut bekannten Karatschi, dieser Megacity eines verfallenden Staates ohne Administration, die Bevölkerung mit enormer Improvisationskraft eine eigene Urbanität, durch kleinteilige Versorgungsstrukturen, Tausende Privatbusse im Nahverkehr, von Bewohnern organisierte Privatschulen selbst in Slums, Vereine zur Versorgung Mittelloser, kooperative Abfallentsorgung (Reder 2006; Kermani 2003; Davis 2006). Evident bleibt jedoch, dass sich Diktaturen und autoritäre Systeme keine pulsierende Urbanität leisten können. Ansätze dazu werden ins Verborgene abgedrängt, in freigeistige Gruppen, die Unerwünschtes oder abweichende sexuelle Orientierung in Publizistik, Musik, Tanz, Kunst verteidigen. Dass Migration anziehende Städte generell nivellierende kulturelle „Schmelztiegel“ würden, wie es teils erhofft, teils befürchtet wird, sei selbst in den dies als positiv propagierenden USA ein verklärender Mythos und „wurde niemals zum nationalen Grundverständnis“, so Jürgen Osterhammel (2009, S. 646). Denn auf

Migration und im Land selbst werde stets mit einer „feinstufigen Hierarchisierung von Differenz“ (ebd.), also nach Herkunft, Status und Religion, reagiert mit bloß nomineller Gleichberechtigung als überall weiter zu erkämpfendem Anspruch, wofür Städte besonders geeignet sind.

Die Dynamik ständiger Migration verändert jedenfalls die Welt längst drastischer als die gerade in Europa so umstrittene angebliche ‚Überfremdung‘ durch Flüchtlinge. Erst wenn Mobilität und Migration insgesamt gesehen werden, macht das die tatsächlichen Relationen ständiger Zu- und Abwanderung erkennbar, den Bedarf an Zuwanderung und lokale Verluste durch emigrierende Fachkräfte. Sich einer solchen Pragmatik verweigernd, werden jedoch selbst in säkularen Staaten wieder Religion und Kultur als trennend hingestellt, so weltfremd es ist, in Muslimen durchwegs göttlichen Gesetzen folgende Gläubige zu sehen, was auch für nominelle Christen abwegig wäre, wird doch beidseitig tendenziell meist religionsfern gelebt und Millionen haben keinen sie leitenden Glauben mehr, wobei gerade diese Diversität in säkularen Republiken zu schützen ist. Weiter religiöse oder ethnische Unterschiede krass zu problematisieren, konterkariert jedenfalls den Bedarf von Einwanderungsländern und müsste in einer postnationalen Weltgesellschaft zunehmend gegenstandslos werden, wo so viele in einer Diaspora mit mehreren Heimaten leben. Denn „über alle Grenzen hinweg ziehen Millionen Menschen vom Land in die Städte“, heißt es dazu treffend in „Arrival City“ von Dough Saunders, der dazu vom Einwanderungsland Kanada aus recherchierte – und „von ihnen hängt unsere Zukunft ab“ (Saunders 2011). Strikt blockieren könnten das nur unerbittliche Polizeistaaten. Städte jedoch bleiben nur durch ständiges Kommen und Gehen weiterhin Möglichkeitsorte, was seit jeher ihre Attraktivität ausmacht, sofern sie ein temperiertes soziales Klima bewahren.

Auf Urbanität und Zuwanderung bezogen ergeben sich daraus als weitere bedenkenswerte Kriterien eine politisch gestützte *Aufnahmebereitschaft*, plausible *Regeln für Einwanderung und Einbürgerung*, *Arbeitsbewilligungen*, menschenrechtskonformes *Asyl*, *Bleiberecht*, in Schulen geförderte *Mehrsprachigkeit*, *Wohnmöglichkeiten*, baldiges *Wahlrecht*, politisches Eintreten für *offene Gesellschaften*. Denn Urbanität lebt von Gelassenheit.

2 Interventionen in die Marktdynamik?

Überlegungen zur „(Re-)Konstruktion von lokaler Urbanität“ müssten daher globale Entwicklungen mitdenken, so plausibel auf *Europas Stadtkulturen* konzentrierte Initiativen für möglichst *lebenswerte Bedingungen* auch sind, mit *sozial*

gemischten Stadtvierteln, anregenden Arbeitsmöglichkeiten, bezahlbaren Wohnungen, öffentlichen Sphären, adäquater Infrastruktur, hinreichend garantierter Sicherheit, lebendigen Stadt- und Bezirkszentren, klimaschonenden Innovationen. Welche Chancen sich diesbezüglich gerade Europa bewahrt hat, sollte bewusst bleiben. Die Entwicklung in Städten folgt jedoch weiterhin ‚Konjunkturen‘, die wenig mit Angebot, Nachfrage und angeblicher Marktintelligenz zu tun haben. An Rändern wachsen sie ungeordnet weiter. Ständig wird Naturboden verbraucht und klimaschädlich versiegelt. Zersiedelte Landschaften weiten sich aus. Baustopps sind selten durchsetzbar, auch der Abriss von Bausünden nicht. Wie bei bedenkenlos kanalisierten Flüssen wird wieder aufwendig zurückgebaut, was in ‚die autogerechte Stadt‘ investiert wurde. *Begegnungsstraßen*, also ‚sanfter Verkehr‘, eröffnen Perspektiven. Günstige *Jahreskarten für den öffentlichen Verkehr* wie in Wien änderten sichtlich bereits Verhaltensweisen. Mit Kreislaufwirtschaft und Recycling eröffnen sich neue Handlungsfelder. Aber abgeschirmte Penthäuser und lange vernachlässigte Innenstädte wurden Goldgruben der Immobilienwirtschaft, seit Gartenstädte weit draußen und ein Haus im Grünen weniger erstrebenswert sind. Allein wegen explodierender, einen sozialen Wohnbau blockierender Grundstückspreise wurde das attraktiver als Investitionen in produktive Sektoren. Mieten im selben Viertel unterscheiden sich oft drastisch. Preise für Eigentumswohnungen in besserer Lage übersteigen häufig durchschnittliche Lebenseinkommen, so als ob nur noch Erbgenerationen relevant wären. Steigende Mieten verdrängen überall alteingesessene Geschäfte zugunsten konformer Luxus-, Konzern- und Tourismusangebote. Einkaufszentren am Stadtrand ziehen seit Jahren Kaufkraft ab. Wohnviertel entmischen sich neuerlich durch Gentrifizierung, also „den sozioökonomischen Strukturwandel großstädtischer Viertel durch eine Attraktivitätssteigerung zugunsten zahlungskräftigerer Eigentümer und Mieter und deren anschließenden Zuzug“ (Wikipedia). Begehrter als kleinteilig und oft phantasielos standardisierte Neubauten wurden längst wieder renovierte Altbauten wegen ihrer Raumhöhen, Erker, Grundrisse, Dachlandschaften, großzügigen Stiegenhäuser – auch weil zeitgenössische Architektur ‚wegen der Umstände‘ selten ihr mögliche Qualitäten erreicht, selbst bei öffentlichen Bauten nicht, wie sogar die EU in Brüssel demonstriert – was jedoch die „(Re-)Konstruktion von lokaler Urbanität“ markant befruchten würde. Weil Venedig immer noch als Stadtjuwel so fasziniert, müssen seine 50.000 Bewohner sogar jährlich 30 Mio. Touristen ertragen.

Wie Eingriffe in Touristenströme erscheint jedoch ein wieder forciertes Rückbesinnen auf Qualitäten bürgerlicher Gründerzeitstädte mit ihrer Mittelstandsorientierung und Nahversorgung vielfach illusorisch, lässt sich doch die

gerade in Städten eklatante Marktdynamik offenbar nur sehr bedingt über politisch gestaltete Rahmenbedingungen lenken. Aber selbst im teuren Tourismusziel Paris überleben Bistros wegen moderater Mieten; Baguettes und sonstiger Tagesbedarf sind überall erhältlich. Eingreifende kommunale Gestaltungsmöglichkeiten gäbe es durchaus, nur blockieren komplexe Interessenslagen allzu oft Plausibles.

Lange im Stadtleben selbstverständliche Qualitäten gehen trotz ausufernder Konsumangebote zunehmend verloren – mit Shoppingcentern, Internet-Einkäufen, Starbucks-Cafés und Rückzug ins Private als Endstadium. Die offensive Kommerzialisierung von allem und jedem gleicht urbane Milieus an, mit sichtbar getragenen Marken, dem Kult um Sneaker-Nuancen oder Graffiti als Marketingspiel mit Differenzen. Ostentative Lässigkeit demonstriert oft bloß Gleichgültigkeit ohne jede Eleganz und Ästhetik – mit würdigen orientalischen Bekleidungsitten von Reich und Arm als provokantem Gegenbild. Neue Formen urbaner Lebendigkeit entstehen weiter als Opposition zu Üblichem, nur weniger offensichtlich.

3 Bestärkung urbaner Milieus

Trotz aller äußerlichen Angleichung ist für den Stadtsoziologen Richard Sennett in Städten „wie nirgendwo sonst der Unterschied zu Hause“. Gerade „die Großstadt“ sei weiterhin der exemplarische Ort einer „Kultur des Unterschieds“, also nicht einer die „Kräfte der Ganzheit innerhalb der Gesellschaft“ meinenten „Kultur“, sondern Unterschiede akzeptierender „Zivilisation“. Das leitet sich von *civitas*, von Bürgerschaft her. *Civility* meinte ursprünglich Höflichkeit, Gesittung (Sennett 1994, S. 107, 108, 161).

Auch in meinem von künstlerisch Tätigen geprägten Umfeld blieben Unterschiede, Fragmentierung, Ähnlichkeiten stets wichtiger als Vorstellungen von Ganzheit. Zwar beschäftigt einen zwangsläufig die politische Lage im Land, primäres Bezugsfeld ist jedoch Wien oder eine andere Stadt, als konkreter Erfahrungsraum und Anlass für Kritik. Diese Stadtbezogenheit hat sich erhalten. „We come from Vienna“ blieb im Ausland eine Standardantwort. Damit bahnte sich schon längst ein postnationales Denken an, das sich nicht mehr vorrangig an „erfundenen Nationen“ orientiert (Anderson 1996), sondern an der jeweiligen Lebensumgebung und ihren Sozialstrukturen.

Auch die neue Präsidentin der aus Viktor Orbáns EU-Sonderfall Ungarn nach Wien vertriebenen, von George Soros gegründeten Central European University (CEU), die aus Indien stammende Sozialanthropologin Shalini Randeria, konstatiert für sich entschieden, „niemals Länder, sondern immer Städte, in denen sie

sich zu Hause fühlt“, würden ihr zur temporären Heimat (Randeria 2021). Entgegen wieder nationalistischer werdender Diskurse dürften bereits Millionen so denken, ohne dass das selbst in Europa politisch gebührend wahrgenommen wird.

Für eine solche kosmopolitische Weltoffenheit genüge jedoch keineswegs eine bloß hinreichend liberale, internationalisierte Lebensweise, so der in New York lehrende, familiär aus Ghana stammende Philosoph Kwame Anthony Appiah. Denn konkret werde es erst durch „eine Haltung Fremden gegenüber, die man als Mitbürger sieht, nicht so nah wie unsere Familie, auch nicht so nah wie unsere Nachbarn, auch nicht so nah wie die eigenen Landsleute. Aber eben auch nicht so fern, dass ihr Schicksal uns gleichgültig bleiben könnte“, nur setze das ein anerzogener „Imperialismus der Identitäten“ häufig außer Kraft (Appiah 2019). Werden jedoch Menschenrechte und Solidarität *prinzipiell* ernst genommen, bleibt meiner Meinung nach überaus fragwürdig, warum einem letztlich alle eigenen Landsleute, wie das in Kriegen erwartet wird, grundsätzlich näherstehen sollten als andere.

Strikt ausgrenzende Identitätsansprüche hielt auch der Architekt, Urbanist, Bildhauer und Autor Bogdan Bogdanović (1922–2010) für überaus destruktive Kräfte, die in einem „Europa der Städte anstelle eines Europa der Nationen“ verblassen müssten, je besser es gelingt, ein *urbanes Milieu* zu erhalten oder wiederzugewinnen (Bogdanović 1997a, b, S. 244). Dazu in seinen Schriften „Die Stadt und der Tod“ und „Die Stadt und die Zukunft“ am Beispiel Ex-Jugoslawiens subtil argumentierend, ermunterte er „die Freunde in Sarajevo“ damit, dass es eben Städte gebe, „die man nicht morden kann, solange in ihnen auch nur der letzte urbane Mensch existiert“. Angesichts der „Verbrechen der Zerstörer“ war für ihn „die Verteidigung der Stadt“ letztlich „das einzige wahre moralische Paradigma für die Zukunft“. In einer Hoffnungsphase sogar kurz Belgrads Bürgermeister, hatte ihn nationalistische Aggression ins Exil nach Wien vertrieben. Ohne sich lebendig erneuernde Urbanität sah er Städte zu bloßen Siedlungen verkommen. *Urban* habe eben gedanklich, sozial und stadtplanerisch viel mit *Verdichtung* zu tun. Städte Ex-Jugoslawiens transformierten sich ihm zufolge deswegen drastisch, weil den Zehntausenden ins Ausland Gezogenen Massen aus ländlichen Gebieten ohne Verständnis für urbane Milieus nachrückten. Politisch angeheizt, eskalierte das schließlich zum „Kampf zwischen Stadtliebe und Stadthass“. Bedenkenlos wurden „neben Vukovar auch Mostar und Sarajevo zerstört, wunderbare Städte“, seine „Parallelheimaten“, alle dauerhaft bereichert „in einem tausendjährigen gegenseitigen Durchdringen“. Kosmopolitisches, „soziale Dekadenz“ und ‚die Stadt selbst‘ wurden Feindbilder eines zum Ideal nationaler Volksverbundenheit erhobenen angeblich idyllischen Dorflebens – wie in allen Identitätsideologien, bei den Taliban Afghanistans, im Islamischen Staat, so als

ob die biblische „Legende von Sodom und Gomorrha“ immer noch ‚reinigende‘ Anleitungen bieten würde. Solche Polarisierungen könnten sich fortsetzen, wenn es vermehrt zu „einer Art gewaltsamen In-die-Stadt-Verfrachtens von nichturbaner Bevölkerung“ kommt, und sei es aus purer Not. Eine „erste Sorge“ müsse es bleiben, wie die Idee der Stadt und diese „verflossene Urbanität bewahren?“. Denn ‚Urbanität‘ habe bereits sprachlich mit ‚Welt‘ zu tun, so Bogdanović. Das vermutlich etruskische Wort „,Urbs“ ist als Bezeichnung für die Stadt zwar in den romanischen Sprachen verschwunden, aber international zu einer sehr zahlreichen Derivations- und Bedeutungsfamilie geworden: urban, suburban, interurban, Urbanität, Urbanismus, Urbanist usw. Auf der anderen Seite hat sich ‚mundus‘ in ‚Welt‘ verwandelt“ (Bogdanović 1993, S. 14, 34, 37, 38, 39, 61, 66). Im Römischen Reich verbanden sich *urbs* und *orbis*, die Stadt und die Welt, auch rechtlich, war doch schließlich jeder sowohl Bürger der eigenen Stadt als auch Bürger Roms, das sich stets als auf die Hauptstadt bezogener Stadtstaat mit einer vielfältigen Bevölkerung verstand. Richard Sennetts Plädoyer für „kompetente Städte“ und Städterinnen knüpft daran an. Erst ein solches Selbstverständnis macht Städte urban. Denn planerisch vorgeben lässt sich das nicht so ohne Weiteres, weil es dafür eine belebende Zivilgesellschaft braucht. Das demonstrieren selbst neue Stadtteile herausragender Architekten wie die Wiener Donau City, wo erst allmählich Ansätze erkennbar würden, „die von einer künftigen Stadt zu reden beginnen“, wie es der Dichter und Architekturkritiker Friedrich Achleitner (1930–2019) ausdrückte (Achleitner 2010, S. 259), ein Freund von Bogdanović.

Damit deutet sich an, wie absurd limitierend es wäre, solche Lebensweisen in ihrer Vielfalt genauer zu definieren, ist doch gerade deren Unbestimmtheit und Offenheit charakteristisch. Nicht einmal der künftige Einfluss oft beschworener Grundeinstellungen lässt sich prognostizieren und wie sich erkennbar Städtisches mit seinen vielen variablen Umgangsformen weiterentwickelt. Schon der Begründer der Stadtsoziologie, Georg Simmel (1858–1918), betonte an Urbanem das Fließend-Unbestimmbare, wo „sich die entgegengesetzten, das Leben umfassenden Strömungen wie zu gleichen Rechten zusammenfinden und entfalten“ (Simmel 2020 [1903], S. 44). Entscheidend ist, inwieweit möglichst viele Freiheiten – also auch die Freiheit von anderen – zugelassen bleiben. Im Unterschied zum Dorf, zur Kleinstadt sind *Freiheitsgrade von Anonymität* essenziell, als Reduktion von Kontrollierbarkeit und Anpassungszwängen, als Chance auf neue Kontakte, als Überwindung starrer Familientraditionen, des Patriarchats, der Schlechterstellung von Frauen und sozialer Abschottung von Gruppen, ob wegen Ständedünkeln oder ethnischer Herkunft. Sozial weniger eingebunden, werden Leben individueller gestaltbar. Selbst bei Langeweile, Isolation, überall spürbarer

Gleichgültigkeit bleiben die Möglichkeiten und Anregungen einer Stadt greifbar, kann es doch immer wieder Erfahrungen mit Unerwartetem geben.

Eine „(Re-)Konstruktion von lokaler Urbanität“ braucht somit ein Verständnis und Freiräume für belebend wirkende *urbane Milieus*, woher die Menschen auch kommen. Voraussetzungen sind wiederum *leistbares Wohnen* und *soziale Durchmischung*. Eine qualitative *Stadterneuerung* kann Urbanes absichern, durch attraktive *öffentliche Plätze, Märkte, Parkanlagen, Freiheit von Konsumzwängen*, attraktive *Treffpunkte*, geförderte *Sprachenvielfalt*, vielfältige *Kulturinitiativen* und *Freizeitangebote, Buchhandlungen, Programmkinos, Ausstellungsräume, Theater, Freiheitsgrade* für abweichende Lebensweisen, eine hinreichende *Balance zwischen Arm und Reich*. Dann dürften sich immer mehr Menschen auch für Innovatives und vorerst Fremdes interessieren. Essenzielles daran entsteht in aller Regel von selbst, sofern es zugelassen und nicht behindert wird.

Nach der Entwicklung „vom (Stadt-)Bürger um 1700 über den (Staats-)Bürger um 1800 zum Bürger (= Nichtproletarier) um 1900“, so der Historiker Reinhart Koselleck (1923–2006), müssten endlich alle Bewohner einer Stadt als gleichrangige Bürger und Bürgerinnen gelten, manifestiert in Bürgerrechten, Bürgerinitiativen, Bürgerbeteiligung, auch wenn soziale Schichtungen und Einkommensgefälle bemerkbar bleiben und viele Zugezogene kein Wahlrecht haben (Koselleck 2000, S. 116). Von Politik und Wirtschaft werden Civitas-Dimensionen jedoch permanent auf bloße demokratiepolitische Ornamente reduziert und Menschen schlicht auf Konsumenten.

4 Aufbruchskonstellationen

Indem Städte ihre Urbanität durch Kulturangebote und Festivals demonstrieren, sollen sie auch als Wirtschaftsstandort attraktiv bleiben. Organisiert wird somit, was offenbar nicht so ohne Weiteres spontan entstehen kann. Dabei brauchte es für kulturelle Aufbruchskonstellationen bis hin zu politischen Revolten bloß einige *Treffpunkte*, um sich kristallisieren und multiplizieren zu können. Deren Ruf prägten Aktivisten, Künstler, Intellektuelle, emanzipierte Frauen. Pariser Lokale wurden Repräsentanten des sich nach dem Krieg neuformierenden Geisteslebens, das Café de Flore, Les Deux Magots, La Closerie des Lilas, Restaurants wie La Coupole, die Brasserie Lipp, mit Parallelen in Zürich im Café Odeon, in der Kronenhalle. Ein Klima phasenweise einflussreicher kultureller Deutungshoheit verbreitete sich von Orten aus, die Gruppen um Sartre, Giacometti, Juliette

Greco, Miles Davis, Simone de Beauvoir oder Canetti als angenehme Umgebung empfanden. Obwohl Touristen-Hotspots werdend, bewahren diese Lokale oft ihre Selbstverständlichkeit. Wie in überlebenden Wiener Kaffeehäusern sind dafür Städtisch-Egalitäres und diskrete Aufmerksamkeit bestimmend, eine ostentativ urbane soziale Durchmischung bei moderaten Preisen und ohne abweisende Attitüden, was die meisten neuen, an Zielgruppen und Upperclass orientierten Marketing-Gründungen und Hauben-Lokale nicht schaffen.

Deswegen wäre erhellend, sich verändernden Bedingungen für Gesellschaften prägende Aufbrüche nachzuspüren. War nach dem Krieg neben Paris vor allem New York durch Jazz und abstrakte Malerei ein solcher Ausgangspunkt, gelang das auch in Rio de Janeiro bis zur Militärdiktatur von 1964 durch weltweit aufgenommene Impulse des Komponisten Antônio Carlos Jobim („The Girl of Ipanema“), durch João Gilberto und Stan Getz bis hin zum Architekten des neuen Brasilia, Oscar Niemeyer. Auch fern kommerzialisierbarer Zonen entfaltet sich immer wieder eine ausstrahlende urbane Vitalität. So hält der eindrucksvolle Dokumentarfilm „Buena Vista Social Club“ von Wim Wenders die Lebensfreude in Havanna und die Musik Kubas und ihrer Interpreten lebendig. Noch markanter hatte der afroamerikanische Blues von seinen durch Rassismus drastisch behinderten Zentren in den USA die frühe Rockmusik beeinflusst. Dass Liverpool und London dafür Zentren wurden, war sprachlich naheliegend, aber nicht vorhersehbar, entstand doch vieles spontan, sich vielschichtig befruchtend, die Beatles, die Rolling Stones, der Minirock Mary Quants, die Exzentrik Vivienne Westwoods. Ohne je von der Politik gewollt, ergab sich daraus für Jahre eine komplexe, vieles erneuernde kulturelle Hegemonie, eben weil vieles zugelassen und zumeist sogar höchst profitabel wurde. Solche Impulse ergeben sich weiterhin da und dort, nur sind längst spartenspezifische Vernetzungen wichtiger, die praktisch in *real time* Ereignisse und Innovationen bekannt machen, für soziale Bewegungen genauso wie für Mode, Popmusik, Klassik, bildende Kunst, Architektur, haben doch Kommerzialisierung und Internet den *öffentlichen Raum* radikal verändert. Abgesehen von fast kultisch verehrten High-Tech-Hotspots wie dem Silicon Valley in Kalifornien werden Entstehungsorte eher sekundär, was auch Städten viele Eigenheiten und Profilierungsmöglichkeiten nimmt. Kulturelle Prägungen dürften gegenwarts- und generationenbezogener werden, bleibt doch nur präsent, was medial ständig vorkommt. Aufbruchsstimmungen wie Fridays for Future entstehen weiter spontan, nun mit Social Media als immateriellem Stützpunkt, brauchen aber auch noch die Straße für Aufmerksamkeit.

Dass selbst progressiv regierte Städte kaum modellhaft-tiefgreifende kommunale Reformen schaffen wie das ‚Rote Wien‘ von 1918 bis 1934, dürfte daran